

Das Amerikabild in Jeremias Gotthelfs Werken

Autor(en): **Mieder, Wolfgang**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **32 (1976)**

Heft 3

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421203>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Amerikabild in Jeremias Gotthelfs Werken

Von Prof. Dr. Wolfgang Mieder, Burlington (Vermont, USA)

Zum 200. Geburtstag Amerikas

Die Auseinandersetzung mit Amerika in der deutschsprachigen Literatur läßt sich bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen¹, und eine große Anzahl an allgemeinen Untersuchungen zum Amerikabild besteht allein speziell für die Literatur des 19. Jahrhunderts.² Das umfangreiche epische Werk von Jeremias Gotthelf hat allerdings in dieser Beziehung bisher keine eingehende Untersuchung erfahren. Lediglich Nelson van de Luyster widmete Gotthelf ein sehr kurzes Kapitel in seiner maschinenschriftlichen Dissertation³, obwohl Gotthelfs Schriften eine interessante Fundgrube zum Amerikabild der ländlichen Schweiz in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts darstellen. Diese Nichtbeachtung Gotthelfs ist natürlich verständlich, wenn daran erinnert wird, daß keines seiner Werke Amerika zum Handlungsplatz hat. Zwar geht aus verschiedenen Briefen an Gotthelf hervor, daß man ihn gebeten hat, sich ruhig einmal „auf anderen Boden, nach Nordamerika“ (6, 17)⁴ zu versetzen oder gar eine Geschichte von „zwei armen Waisen aus Amerika“ (6, 97) zu verfassen, aber Gotthelf

¹ Vgl. den vor einigen Monaten erschienenen Sammelband *Amerika in der deutschen Literatur*. Hrsg. von Sigrid Bauschinger, Horst Denkler und Wilfried Malsch (Stuttgart 1975) sowie Harold Jantz, „Amerika im deutschen Dichten und Denken“, in *Deutsche Philologie im Aufriß*. Hrsg. von Wolfgang Stammeler (Berlin 1957), Bd. III, Sp. 145—204.

² Vgl. besonders Julius Goebel, „Amerika in der deutschen Dichtung“, in *Forschungen zur deutschen Philologie. Festgabe für Rudolf Hildebrand* (Leipzig 1894), S. 102—127; Paul. C. Weber, *America in Imaginative German Literature in the First Half of the Nineteenth Century* (New York 1926); Hildegard Meyer, *Nordamerika im Urteil des deutschen Schrifttums bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts* (Diss. Hamburg 1929); Samuel Schroeder, *Amerika in der deutschen Dichtung von 1850 bis 1890* (Diss. Heidelberg 1934); Nelson van de Luyster, *Emigration to America as Reflected in the German Novel of the Nineteenth Century* (Diss. North Carolina 1941).

³ Luyster (wie Anm. 2), S. 57—68.

⁴ Zitiert wird ausschließlich aus der wissenschaftlichen Gesamtausgabe der Werke Gotthelfs: *Jeremias Gotthelf (Albert Bitzios). Sämtliche Werke in 24 Bänden, mit 17 Ergänzungsbänden*. In Verbindung mit der Familie Bitzios und mit der Unterstützung des Kantons Bern herausgegeben von Rudolf Hunziker, Hans Bloesch, Kurt Guggisberg und Werner Juker (Erlenbach-Zürich: Eugen-Rentsch-Verlag, 1911 ff.). Die Bände der Werke werden dabei mit römischen, die Ergänzungsbände mit arabischen Ziffern (im Text in Klammern) angegeben. Die Zahl nach dem Komma bezieht sich jeweils auf die Seitenzahl des betreffenden Bandes.

hat diese Ratschläge nie befolgt, denn sein Milieu und sein Interesse galten vor allem seinen Bauern des Bernbiets.

Trotzdem war sein Berliner Verleger Julius Springer hoch erfreut, als er Gotthelf berichten konnte, daß es ihm gelungen war, seinem „Uli“ in Amerika ein Publikum zu schaffen“ (7, 259). Auch nach Cincinnati (Ohio) und vor allem nach New York wurden Gotthelfs Schriften zu seinen Lebzeiten verschickt, „nur (war) es nicht sehr bedeutend“ (9, 106). Populär war und ist Gotthelf in der anglo-amerikanischen Welt nie gewesen, auch nicht, nachdem Übersetzungen ins Englische 1864 mit den *Leiden und Freuden eines Schulmeisters* zu erscheinen begannen.⁵ Heute gehört allerdings *Die schwarze Spinne* an fast allen amerikanischen Germanistikfakultäten zur Pflichtlektüre, und auch die beiden *Uli*-Romane werden gelesen.

Doch wie so viele andere Schriftsteller vor und nach ihm, konnte auch Gotthelf sich nicht völlig dem Bann Amerikas entreißen.

Vor ihm hatte Goethe den Stoßseufzer „Amerika, du hast es besser als unser Kontinent“ ausgestoßen, worin sich die eine Seite der Amerikaauffassung des frühen 19. Jahrhunderts ausdrückt: Amerika als Wunschbild, Traum und Hoffnungsschimmer eines freieren Lebens. In Gotthelfs erster poetischer Amerikaerwähnung aus dem Jahre 1828 zeigt sich allerdings die Kehrseite dieser Medaille bereits ziemlich deutlich: „In Nordamerika herrscht viel Gleichgültigkeit; jeder schneidet sein Kleid sich nach eigenem Geschmack, kann auch nackend gehn, wenn's ihm gefällt. Der ganze Staat ist erst im Werden; wie er sich gestalten wird, ist Gott bekannt“ (12, 191). In dieser Frühschrift kommt Gotthelfs spätere negative Amerikaeinstellung schon etwas zum Vorschein, und doch scheint er dem „mit der Hefe aller Länder bevölkerten Amerika“ (12, 192) hier noch eine Chance zu geben. Sechzehn Jahre später heißt es dann im Roman *Der Herr Esau* typisch: „Amerika, es Donners e lustigs Land, dert mach en iedere, was er well, u wenn eine de angere nit aständig syg, su schlag me ne zTod, und wer drümal gelts taget heyg, werd Ratsherr“ (1, 231). Man kann in der Tat, wie es die folgenden Belege aus Gotthelfs Werken zeigen werden⁶, nur von einem Antiamerikanismus sprechen.

⁵ Vgl. H. M. Waidson, „Jeremias Gotthelf's Reception in Britain and America“, *Modern Language Review*, 43 (1948), 223—238 und John S. Andrews, „The Reception of Gotthelf in British and American Nineteenth-Century Periodicals“, *Modern Language Review*, 543—554.

⁶ Es folgt eine Liste von Band- und Seitenzahlen, wo der Name Amerika erwähnt wird, die aber in dieser Arbeit nicht zitiert werden: Bd. IV, 223; IX, 148; X, 258; XI, 297; XII, 179, 190, 247, 306; XIII, 227, 342; XIV, 146, 351; XVI, 97, 128; XVIII, 264; XX, 45, 69, 174—175, 312; XXI, 253; XXIII, 368; XXIV, 136, 228—229; Erg.-Bd. 1, 115; 2, 64; 5, 297; 9, 105; 12, 190.

Die einzigen Beispiele, die keine negative Einstellung zu Amerika erkennen lassen, sind solche, wo der Name Amerika erwähnt wird, um einen Vergleich anzustellen. So könnte es einen „Knall und Donner geben, daß man ihn hörte in Amerika, und alle die Echos im Kaukasus knallten und donnerten wenigstens von einer Leipziger Messe zur andern“ (XIII, 455), und sieben Männer „schlugen wie die Amerikaner in einem Urwald“ (XII, 220) zu, um in ein Wirtshaus zu gelangen. Außerdem wird das Land Amerika erwähnt, wenn zum Beispiel die Handelstüchtigkeit der Schweizer Bauern dargestellt wird. So ist es möglich, „daß man das Gewicht der heutigen Börse vielleicht in Amerika fühlt“ (12, 155), und natürlich werden „die schweren Emmentaler Käse in Rußland und in Amerika“ (XV, 215) hoch geschätzt. Schließlich taucht der Name Amerika auch dann auf, wenn es gilt, etwas Unmögliches auszudrücken. Es heißt, ein Bauer „könne sein Land nicht auf den Buckel nehmen und fort damit, könne es nicht in Amerika anlegen“ (IX, 450), und wenn Getreide gebraucht wird, so nützt es nicht viel, wenn Amerika mehr als genug hat, denn „Amerika ist ein Stück von hier und gar ein breiter Bach dazwischen“ (X, 227).

Dieser „breite Bach“ liegt nun als unüberwindbare Kluft zwischen Amerika und Europa, oder besser zwischen Amerika und der Schweiz, und Gotthelf stellt absolut keine Versuche an, ein besseres Verhältnis aufzubauen. Im Gegenteil, er arbeitet den Kontrast zwischen den beiden Ländern anschaulich heraus: „Wir wissen, wie es in Europa ging, als es hieß, wieviel Gold in Kalifornien sei, und wie jeder dabei sein wollte, und doch sind beide Orte so weit auseinander, und ist keine Verwandtschaft zwischen den Europäern und den Kaliforniern“ (XX, 80). Auch heißt es, „so ein rechter Bauernhof ist eine unerschöpfliche Fundgrube von unzählbaren Herrlichkeiten und wahrscheinlich eine viel nachhaltigere als die Goldgrube von Kalifornien“ (XX, 173). Diese Zitate beziehen sich noch ganz direkt auf die riskante Goldsuche in Kalifornien, und es verwundert nicht, daß der Pfarrer Gotthelf gegen solches leichtsinnige Leben predigt. Aber in all seinen Werken weist er doch immer wieder diesen Kontrast dadurch nach, daß er auf der einen Seite das Bernbiet als das schönste und reichste Land der Welt darstellt, „ein Land ohne Schulden, dem fast alle Kantone, fast alle Länder Europas, Süd- und Nordamerika schulden“ (11, 117), während Amerika zu dem Land abgestempelt wird, „wo die Repräsentanten des Volks sich wie Buben am Boden wälzen oder wie Spitzbuben aufeinander schießen“ (XV, 289—290). Das solide, auf einem tatkräftigen Christentum aufgebaute, traditionsbewußte Leben im Emmental erscheint Gotthelf als gottgewollte Ordnung: „Hier sieht man ein wahrhaft

mannhaft Volk, jedes Glied desselben in sich das Bewußtsein tragend, daß in seiner Hand die Sicherheit seines Vaterlandes liege, in seiner Hand dessen Ehre. Daher die Ehrenfestigkeit eines jeden, der Anstand, mit welchem die Massen durcheinanderströmen, die Mäßigkeit mitten im Jubel, die Sicherheit ohne Polizei und Staatsgewalt. Man sieht, was bei uns (allenthalben, zum Beispiel in Amerika, wäre es nicht so) aus dem Menschen wird, wenn man ihn als ehrenwert ehrt; wie der Niedrigste gehoben wird, wenn man in ihm den Menschen achtet, ihm Kreise öffnet, deren Rechte er nicht hatte, deren Pflichten er daher auch nicht kannte (XV, 292).

Warum nun ist Amerika so anders, daß Gotthelf an diesem sogenannten „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ gar nichts Positives finden kann? Einmal sieht er natürlich als Pfarrer den Religionswirrwarr in Amerika und weist nach, daß sich der Friede unter den verschiedenen Konfessionen trübt: „Überläufer laufen hin und her, einzelne Kämpfer tummeln ihre Streitrosse zwischen den sich rüstenden Massen; in Amerika haben diese bereits zusammengeritten, Kugeln sich zugesandt, Feuer in die Tempel geworfen“ (15, 190). Und was noch schlimmer ist, der Katholizismus findet besonders in Amerika seine Anhänger (vgl. 15, 224). Zu diesen religiösen Bedenken gesellen sich politische, und zwar wendet sich Gotthelf vor allem gegen die angebliche Regierungsphilosophie Amerikas, wo „man dem einzelnen gar nichts nach(fragt), sei er, wie er wolle, daß der Staat besteht, ist die Hauptsache, alles gilt der Staat, nichts der einzelne“ (XVI, 127). „Um den einzelnen kümmert sich keiner, und von keinem wird ein Heil erwartet. Die Folgen dieser Lehre, welche im weitesten Sinne auch persönliche Freiheit heißt, werden einst blutig leuchten über Europa und über Amerika vornehmlich, denn sie ist eine unchristliche und ist geradezu aller brüderlichen Liebe, allem sittlichen Ernste feindselig“ (XV, 311). Hier macht sich Gotthelfs patriarchalische Lebensauffassung bemerkbar. Ihm gilt die Familie (vgl. 9, 139) als Grundform einer soliden Staatsform, und er sieht in Amerika nur eine entchristlichte „freie“ Entfaltung des Individuums. Dort herrscht ein solches Durcheinander, eben die Zeitkrankheit Amerikas (vgl. XV, 122), oder noch schlimmer, „das Lynchgesetz der Amerikaner“ (I, 376).

Von solchen Moralpredigten und Weltuntergangsvisionen wendet sich Gotthelf, der große Satiriker und Humorist, durchaus auch der ironischen Betrachtungsweise zu. Köstlich ist die Anekdote über die „Flachssamenrede“ aus dem *Neuen Berner Kalender für das Jahr 1845* (vgl. XXIV, 224—225), worin er eine politische Rede eines soeben wiedergewählten Bürgermeisters einer Stadt in einem der südlichen Staaten von Nordamerika parodistisch

wiedergibt. Humorvoll, gleichzeitig aber auch ironisch-satirisch, ist folgende Anekdote:

Dann las man aus einer Hauptstadt von Amerika folgendes: „Die göttliche Fanny Elßler, diese unerreichbare Tänzerin, ist angekommen. Ihre Ankunft verkündigten Kanonendonner und Glockengeläute. Der Bürgermeister kam ihr entgegen und hielt eine Rede an sie. Hierauf bildete sich der Zug zu ihrer Begleitung. Derselbe war zusammengesetzt aus dem Bürgermeister, den Aldermännern, den Richtern des obersten Gerichtshofes, dann die göttliche Fanny in einem Tragsessel, von sechs Mitgliedern des Senats auf den Schultern getragen. Ihr folgten die Mitglieder des Senats, an der Spitze die Mitglieder der Deputiertenkammer, angeführt von ihrem Präsidenten, die See- und Landoffiziere, das Korps der Journalisten, endlich die zahlreiche Bevölkerung. Hinter einer militärischen Musik her zog die festliche Schaar ins Capitolium, wo Fanny Elßler in die Deputiertenkammer geführt wurde und zur Rechten des Präsidenten sich auf einen Thronessel niederließ. Mehrere Reden wurden gehalten, worauf die Kammer sich ins Theater vertagte.“ E nu so ja de! Solch unwürdig Zeug treiben die berühmten Amerikaner, so tief entwürdigen sich seine Senatoren, solch schmähhlichen Götzendienst treiben sie mit einer Tänzerin, die übrigens ein schön und brav Mensch sein mag, aber halt doch immer nur ein Mensch wie ein anderer... Wahrlich, die Frechheit geht zu weit! So schreibt man in Amerika über eine Tänzerin... Das sind furchtbare Zeiten. Herrgott, verschone uns mit deinen Gerichten! Diese Hirnwütigkeit rechne uns nicht zu, schone uns und laß denen zu Ader, die hirnwütig sind! Doch dein Wille geschehe (XXIII, 353—354).

Auch an diesem Beispiel zeigt sich wieder Gotthelfs bewußter Antiamerikanismus, der nun in den folgenden Belegen noch deutlicher hervortritt. Zu verstehen ist diese Einstellung vor allem aus Gotthelfs Überzeugung, daß seine Bauern im Bernbiet bleiben sollen und hier ihr Leben aufbauen sollen. Mit anderen Worten, Gotthelf ist hundertprozentig gegen die Emigrationswellen seiner Zeit nach Amerika. Im benachbarten Deutschland wanderten allein aus Schwaben von etwa 1816 bis 1818 an die 30 000 Menschen wegen Hungersnot nach Amerika aus. Hinzu kam die allgemein verbreitete Armut, die die Auswanderungen bis 1830 bestimmte. Sodann folgte eine Auswandererwelle von Intellektuellen, die aus politischen Gründen die Heimat zwischen 1830 und 1840 verließen, und wegen ähnlicher Umstände kommt es

um und nach 1848 nochmals zu einer hohen Auswanderungsquote in Deutschland. Die Enttäuschung über die 1848er Revolutionen und über die immer stärkere Verbreitung der konservativen Politik zwang diese Menschen dazu, politische Freiheit im fernen Amerika zu suchen.⁷ Besonders der Dichter Ferdinand Freiligrath befaßte sich mit diesem Thema in vielen Gedichten wie *Die Auswanderer* (1832) und *Californien* (1850).⁸

Als Dorfschriftsteller zeigte besonders Berthold Auerbach im Schwarzwald großes Interesse an dem Auswandererphänomen. Er sah all dies im Unterschied zu Gotthelf mit eigenen Augen und konnte sich sicherlich auch besser als Gotthelf über Amerika informieren. Besonders von 1830 bis 1850 war Auerbach begeistert von den Lebensmöglichkeiten, die ein neues Dasein in Amerika versprachen. So spielt Amerika in seinen Werken eine bedeutend größere Rolle als bei dem Schweizer Volksschriftsteller. In zahlreichen Dorfgeschichten wird das Motiv der Auswanderung verarbeitet, aber es muß doch betont werden, daß selbst für Auerbach zum Schluß die Heimkehr steht. Zum wirklichen Lebensglück wird Amerika nicht, sondern das Heimweh zum geliebten Schwarzwald treibt die Auswanderer zuletzt in die Heimat zurück.⁹ Immerhin aber spielt das Auswanderermotiv bei Auerbach erwartungsgemäß eine bedeutungsvolle Rolle, während es bei Gotthelf verständlicherweise nur selten auftaucht.

Das hat vor allem seinen Grund in Gotthelfs sozialer und politischer Einstellung und darin, daß die Schweiz die sozialpolitischen Unruhen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht in dem Maße miterlebte, wie das in Deutschland der Fall war.

Gotthelf ist gerade *nicht* „europamüde“ und denkt gar nicht daran, die Ideen von Ernst Willkomm's romantisierendem Briefroman *Die Europamüden* (1838) in der Schweiz gelten zu lassen, wie der folgende Auszug aus der Erzählung *Hans Jakob und Heiri* (1850) deutlich macht:

Der Mann, europamüde, wollte nach Amerika. „Aber warum?“ fragte Hans Jakob, „dir geht's ja gut. Viele, wenn sie es so hätten, meinten, sie säßen im Hirs.“ „Ja“, sagte der Mann, „zu essen habe ich genug; lebe ich wie ein Hund, schlage ich was vor; lebe ich dreihundert Jahre, bringe ich es zu einem artigen Vermögen und kann gute Tage haben, das heißt, wenn die Mäuse die Kartoffeln nicht fressen, die Käfer nicht ins Land kommen, das Korn mir nicht verhagelt wird, es

⁷ Vgl. Luyster (wie Anm. 2), S. 20—22.

⁸ Vgl. Weber (wie Anm. 2), S. 190—198.

⁹ Vgl. Peter Mettenleiter, *Destruktion der Heimatdichtung* (Tübingen 1974), S. 124—127.

allezeit eben recht warm und eben recht kalt ist. So mag ich nicht mehr dabeisein, und anderes es zu machen, ist's hier nicht, das geht halt seinen alten Trapp; dies Lirum Larum ist mir erleidet, halt es nicht mehr aus. Als ich deine Heirat vernahm, dachte ich, das gebe einen gemachten Handel, und dir und mir werde geholfen. Du bist so ein Tröckni und Trappi, dem es am liebsten wäre, wenn man ihn annagelte an den Kuttenfecken, daß er nicht unter dem Dachtrauf wegmüßte, dem sein Labsal ist, wenn er arbeiten darf von einer Tagheiterei zur andern, bis er die Finger nicht mehr krümmen kann und am Ende des Lebens Gott dankt für seine Güte, wenn er unter einem Dache und in einem Bette sterben kann.“

Solche Redensarten gmühten Hans Jakob und mit Recht. Ausdauernder Fleiß und Genügsamkeit sind doch wirklich nicht Eigenschaften, welche man sich gerne als Laster vorhalten läßt, und Ungenügen, Unbeständigkeit und Schlawheit nicht Tugenden, welche eine höhere Natur bezeichnen und berechtigen, auf andere verächtlich herabzusehen. Aber so geschieht es halt heute, eine solche Begriffsverwirrung herrscht (XX, 322—323).

Der Begriff „europamüde“ wird hier mehr oder weniger gleichgesetzt mit „Begriffsverwirrung“. Selbstverständlich ist sich Gotthelf als politischer und gesellschaftlicher Satiriker der Unzulänglichkeiten seiner Zeit bewußt, aber er will hier und jetzt den Menschen zum christlichen Lebensideal auf eigenem Boden erziehen. Dazu bedarf es nicht der Auswanderung, sondern der Heilung der eigenen Seele und Zeit. Gotthelf wurde freilich in dieser Überzeugung dadurch gestärkt, daß viele Auswanderer, für die Amerika das erhoffte und erträumte Asyl gewesen war, gar nicht selten enttäuscht und reuevoll in die Heimat zurückkehrten. So heißt es zum Beispiel über die Freimaurer: „Freimaurerei ist dato der große Bettelbrief, gültig auf zwei Weltteile, mit welchem die Ruh- und Friedelosen, die Weltbeschmerzten, Europamüden, Zerrissenen, die Märtyrer der Gesinnung, die Bürger eines kommenden Jahrhunderts wandern durch Europa nach Amerika, durch Amerika nach Europa und zwischen Amerika und Europa hin und her“ (XX, 27).

Gotthelf sah nun seine Aufgabe darin, seine Bauern von vornherein vor dem Entschluß zur Emigration zu bewahren. Aus wohlgemeinter Fürsorge heraus mußte ihm Amerika zum Schreckbild, ja fast zum Antichrist werden. Amerika wird als Land der Diebe, Spitzbuben und Verbrecher dargestellt, das heißt, nur asoziale Elemente scheinen den Fluchtweg „nach dem trügerischen Ame-

rika“ (XIII, 11) gefunden zu haben. So hat die Amerikaauswanderung dieselbe Bedeutung wie zum Teufel gehen (vgl. XII, 363), und Amerika schlechthin ist „das Paradies der Spitzbuben, wo der am glücklichsten ist, der am besten über den Löffel balbieren kann“ (XIII, 346). Überhaupt gilt allgemein, daß der „Weg aller Spitzbuben ... nach Amerika“ (XI, 360) führt, und welcher ordentliche Mensch würde sich freiwillig zu solchen Menschen in einem so furchtbaren Land gesellen? Das soll natürlich nicht heißen, daß nicht tatsächlich viele fragwürdige Gestalten nach Amerika auswanderten, aber Gotthelf schildert die Situation doch sehr einseitig.

Abschreckend wirken solche einfachen Aussagen wie „die Schweiz ist wirklich ein glückliches Land und recht eigentlich von Gott gesegnet ... während Amerika fürchterlich überschwemmt wurde“ (15, 202), und „in der Welt war sie ein Fremdling geworden; ein Gang in einen andern Ort, als da, wo ihre Kirche stand, ihr Krämer, ihr Apotheker wohnte, kam ihr vor wie eine Reise nach Amerika, und bloß bei dem Gedanken, dort wohnen zu müssen, kam sie ein bitter Heimweh an“ (X, 154). Noch deutlicher macht dies folgender Beitrag aus dem *Neuen Berner Kalender für das Jahr 1843*, womit Gotthelf einen breiten Leserkreis ansprach:

Am 9. dieses Monats begegnete im fernen Amerika Schweizern ein schreckliches Unglück. Dort schifften sie auf einem Dampfboot über einen der Seen, die groß wie ein Meer sind. Als es Nacht ward, gingen sie schlafen, träumten vielleicht von der lieben Heimat und hörten die schönen Kuhglocken. Da ging das Schiff in Feuer auf. Feuer und Wasser rundum und nirgends Hülfe. Da muß eine fürchterliche Angst die armen Menschen erfaßt haben, als sie erwachten aus den schönen Träumen. Die meisten erstickten, andere verbrannten, andere wollten lieber ertrinken und sprangen in den See. Nur wenige waren noch am Leben, als von weitem Hülfe kam. So ging dieses Schiff im Feuer unter. Ein anderes Dampfschiff, der „Präsident“, der von Amerika nach England fuhr, wird seit dem März vermißt, und kein Mensch weiß, wo er hingekommen; viele meinen, Eisberge hätten ihn zertrümmert, und im Eis und auf dem Eis seien die armen Reisenden umgekommen. Das war auch ein fürchterliches Sterben, aber auch ein fürchterliches Warten war's der armen Leute, die Vater oder Söhne auf diesem Schiffe hatten, und die wollten nicht kommen, einen Tag um den andern nicht. Und schrecklich muß es sein, nicht zu wissen, wie sie gestorben, oder ob sie vielleicht auf einer wüsten Insel in

schrecklicher Not sind und Tag um Tag auf Erlösung harren und immer umsonst (XXIII, 363—364).

Hinter solchen Darstellungen tritt deutlich Gotthelfs Einstellung hervor, die sprichwörtlich „Bleibe im Lande und nähre dich redlich“ ausgedrückt werden kann. „Amerika, Lotterien, Spiel, Heirat, Erbe, Handel sind es, die den Menschen in die glücklichsten Träume wiegen, um ihn im Schlaf um das zu bringen, was er bereits hat“ (II, 215).

Abschließend sollen noch zwei Protokolle Gotthelfs zitiert werden, die er als junger Pfarrer im Auftrage der kirchlichen Rechtspflege verfaßt hat. Hier wird Gotthelf die ganze Problematik der Emigration kennengelernt haben, deren Familienzersplitterung ihn besonders beeindruckt haben wird:

Sitzung den 10. April 1825

Es erschien Magdalena Ingold, geb. Jost von Heimenhausen. Sie klagte, daß sie im März 1824 von ihrem Mann bösllich verlassen worden sei. Er zog nach Amerika, ohne sie mitzunehmen, da sie nicht selbst die Reisekosten bestreiten konnte. Sie begehrt daher, daß dieser ihr Mann nach gesetzlicher Form gerufen werde, und spricht dann das Recht an, das die Gesetze geben, im Fall nicht Erscheinens die Scheidung zu begehren (11, 141).

Das zweite Beispiel zeigt die Zerstörung der Ehe und der Familie noch deutlicher:

Sitzung den 6. November 1825

Es erschien Johann Ulrich Brügger und seine Ehefrau Anna. Der erstere, aus Amerika zurückgekommen, fordert nun seine hier gebliebene Ehefrau auf, mit ihm nach Amerika zu gehen. Die Frau legt eine Diktatur ein, folgenden Inhalts.

Anna Andregg, Johann Ulrich Brüggers Eheweib, auf heute vor das Chorgericht Herzogenbuchsee geladen, glaubt die Erklärung machen zu müssen, daß vor anderthalb Jahren gedachter Brügger Haus und Hof verkauft, sich als Auswanderer nach Amerika hat bekannt machen lassen, mit seiner Frau das Vermögen geteilt, wie er es gut fand, dieselbe nebst zwei erwachsenen Töchtern, die jetzt beide ver ehlicht, im Stich gelassen, durch die ihn begleitende Reisegesellschaft zu den nachteiligsten Reden und Gerüchten Anlaß gegeben habe und durch seine wirklich erfolgte Abreise das Band der Ehe, das zwischen ihnen waltete, so viel an ihm war, zernichtet habe. Unvermutet erscheint er wieder in seinem ehemaligen Vaterland, und ungeachtet er viele Familien zur Auswanderung aufmuntert und selbst wieder

hinzugehen sich äußerte, heißt es, er wolle seine ehemalige Gattin zwingen, von Haus, Hausrat und allem entblößt, diesen Winter bei ihm als seine Gattin zuzubringen, bis er entweder ihr Vermögen durchgebracht, oder eine zweite Reise nach Amerika, wo er vielleicht schon verheiratet sein könnte, unternimmt. Überhaupt scheint sein Gesuch von solch bedenklicher Art, daß sie für heute auf sein Anbringen unmöglich etwas antworten, sondern lediger Dingen von der Verhandlung eine Abschrift und vierzehn Tage Bedenkzeit forderte.

Er aber erklärt, daß er Land, Haus und Hausrat in Amerika habe, wieder dorthin wolle und seine Frau mit sich nehmen, aus Sorge für sie, weil er fürchte, sie möchte es nicht gut haben bei ihren Kindern, von ihrem Gelde wolle er nichts. Die Frau habe ihm versprochen, in anderthalb Jahren, wenn er wiederkomme und es ihm gut gehe, mit ihm zu kommen, was aber die Frau nicht eingesteht.

Er begehrt nun, daß sie es ihm schriftlich gebe, wenn sie nicht mitkommen wolle, daß er sein Lebtag nichts mehr für sie zu sorgen habe und er in Amerika ihretwegen ruhig leben könne.

Über vierzehn Tagen sollen beide wiederkommen und die Ehefrau ihren Entschluß eröffnen (11, 144—145).

Aus solchen persönlich beobachteten Familientragödien dürfte sich schon früh Gotthelfs negatives Amerikabild herausgebildet haben. Amerika trat ihm von vornherein als etwas Fremdes und vor allem Neues gegenüber, das dem traditionsbewußten Dorfpfarrer nichts zu sagen hatte. Außerdem waren die sozial-ökonomischen und politischen Verhältnisse in der Schweiz nicht so bedrückend, wie das in Deutschland zur Zeit Gotthelfs der Fall war. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wechselte dann auch Auerbach seine Stellung und nahm eine negative Haltung zur Amerikaemigration ein. Auch Theodor Storm war grundsätzlich gegen die Emigration, und das gilt auch für Gotthelfs Landsmann Gottfried Keller, bei dem ebenfalls der schweizerische Patriotismus in den Vordergrund rückt. Bei Keller bleiben nur die asozialen Elemente in Amerika, während die solideren Typen in die Heimat zurückkehren.¹⁰ In Gotthelfs schriftstellerischen Werken aber wandern die Menschen gar nicht erst aus, denn es gilt auf schweizerischem Boden das Leben zu meistern, und dazu will Gotthelf als tatkräftiger Streiter des Herrn das Seinige tun. Daß sein Amerikabild dabei zum Schreckbild verzerrt wurde, ist nur eine notwendige Folge seiner Heimat- und Menschenliebe.

¹⁰ Vgl. Luyster (wie Anm. 2), S. 152—153.